

Flussfahrt

Autor(en): **Zulliger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 35

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649164>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine kleine Gesellschaft lud mich zu einer sonntäglichen Flussfahrt ein.

Es hat einen sehr eigentümlichen Reiz, so über das lebendige Wasser hinzugleiten, von der Strömung und von ein paar Ruderern angetrieben, und die heimatische Landschaft einmal anders als von der Eisenbahn oder einem sonstigen raschfahrenden Vehikel aus an sich vorüberstreifen zu lassen. Die mit Laubbäumen, Tännchen und Gesträuch bewaldeten Böschungen erscheinen höher als sie sind. Man glaubt durch eine grüngoldene Schlucht zu schweben, durch leicht im Wind bewegte Kulissen, die bald enger werden und bald sich wieder weit öffnen. Tiefdunkle Widerwasser wechseln mit seichten Stellen, wo man das schiefergraue Kiesbett ergründet und mächtige Felsblöcke scheinbar an die spiegelnden Wellen herauf reichen. Der Fluss überrascht einen, ob man seine Ufer noch so gut von zahlreichen Streifereien her zu kennen glaubt. Denn immer ist etwas Neues da: die Krümmungen, die stets ungewohnte Ausblicke darbieten, die Weidenbüsche, deren Ruten wiegen und winken und nach einem greifen, und deren rotes Wurzelwerk dichte Netze in die Fluten taucht, die kleinen Wiesen von schlankem Schilfrohr am blauen Strand. Auf gelben Sand- und Geröllbänken, von Erlen und zarten Birken beschattet, liegen Badende und stehen Fischer, die etwas Unverständliches rufen und die Hand zum Grusse heben. Die Sonne wirft flimmernde Strahlenbündel durchs Geäst und malt blendende Flecken aufs Wasser, das da und dort sich in weisse Schaumstreifen auflöst. Dazu schaukelt der Kahn leise, und man hat das angenehme Gefühl, auf weichem Pfähle zu sitzen und sich sanft ins Unendliche fortzubewegen.

Die Gesellschaft ist munter. Es wird geplaudert, gescherzt und gelacht. Fröhlich wie das Wasser strömen die heitern Gespräche. Zwischenhinein ertönt ein Ruf aus dem Munde eines der Schiffer, die hinten im Kahn stehen und mit zwei grossen Rudern, die mit Lederiemen angebunden sind, das Fahrzeug steuern. Er gilt den Kameraden vorn im Schnabel des Schiffes.

«Zieht stärker!» schallt es, halb wie ein Befehl und halb wie ein guter Rat. «Wir kommen in eine Biegung!»

Und eifriger und kräftiger arbeiten die vorderen Ruderer, vier Mann stark, mit ihrem Werkzeug. Das Schiff schiesst dahin.

«Drücke gegen den Gondel — drück gegen das Wasser!» wird der Nebenmann aufgefordert. «Wir wollen besser in die Mitte halten!», oder: «Wir müssen mehr dem Flussrand nach fahren!» Und der Anzeredete, ein Mann in den besten Jahren mit einem Pelzkappenschopf überm breiten Gesicht und einer Brissago zwischen den Zähnen tut, wie ihm geheissen, stumm nickend.

Auf einmal werden die Fahrgäste inne, dass das Schiffervölklein etwas Besonderes und Beachtenswertes ist, unbekannt wie der Fluss, wenn man auf ihm fährt und nicht nur seinen Ufern nach spazieren geht. Wohl reden sie die gleiche Sprache, die Fährleute, wie wir ändern — trotzdem sind sie irgendwie fern und fremd.

Ein Mann und ein Mädchen sind es. Die Männer, alle gleichmässig braun gebrannt von der Sonne und gezeichnet von Wetter und Wind, sind von ganz verschiedenem Alter. Einer von ihnen, der, der befiehlt, hat ergraute Schläfen, während die jüngsten kaum der Schule entwachsen scheinen. Jeder trägt schwarze, lange Hosen und weisse Espadrillen mit Schnursohlen. Aus schwarzen Leibchen gucken sehnige Arme hervor mit festen, breiten Händen. Schirmmützen beschatten die wilden Krausköpfe, und Zweiglein mit leuchtenden Löwenmäulchenblüten schmücken sie. Vor den vorderen Ruderpaaren hütet ein Mann das in Schlingen geschlagene Ankerseil, und ganz im Spitz sitzt das Mädchen und entfaltet die beiden Wimpel, wenn sie der Zugwind um ihre Stangen verwickelt hat. Auch es ist schwarz gekleidet wie seine Kameraden, auch es hat einen straffgespannten Körper wie sie. Das Löwenmäulchen trägt es überm linken Ohr ins kaffeebraune Haar gesteckt. Vielleicht ist es die Braut eines der jungen Gesellen, vielleicht gar schon die Ehefrau, man weiss es nicht. Und niemand fragt darnach.

Hinter den vier Ruderern sitzen die zwei jüngsten Schiffsleute. Sie machen Musik. Der eine fingert auf einer Handorgel. Der andere

Flussfahrt

von Hans Zulliger



schlägt die Gitarre, und dazu bläst er auf einer Mundharmonika, die er mit einem sinnreich erfundenen Gestell aus dickem Weissmetalldraht am Saiteninstrument befestigt hat. Ein wenig komisch ist es, zuzuschauen, wie er mit dem Munde die Töne sucht, den Kopf gewandt hin- und herbewegend und leicht geneigt, damit er aufs Griffbrett sehen kann. Die Musikanten sind gut aufeinander eingespielt, ihre Weisen, die gelegentlich von der weichen Altstimme des Mädchens begleitet werden, haben Takt und Rasse. Unterwegs, irgendwo, wird in einem ländlichen Wirtshaus Rast gemacht. Die Fahrt auf dem Wasser dörrte die Kehlen aus und gab Hunger.

Die Schiffsleute mischen sich nicht unter die Gäste. Sie haben sich einen abseits stehenden Tisch ausgesucht. Trotzdem fühlt man deutlich, dass sie dominieren. Sie sind ein zusammengehörendes Völklein — während wir ändern nur eine zufällige Eintagsgemeinschaft bilden, von nichts anderem vereinigt als von der einmaligen Flussfahrt.

Sie freuen sich am Imbiss und Trank; nicht in übertriebener, ausgelassener Weise, aber in ähnlicher Art wie Kinder, denen eine Speise mundet. Plötzlich hat man den Eindruck, alle von ihnen seien gleich — gleich alt, gleich von Bedeutung und Rang. Auch das Mädchen ist dermassen ihres Kreises teilhaftig und in ihre Gemeinsamkeit eingeschlossen, dass es nichts weiteres bedeutet als ein Kamerad, nicht Braut, Frau, Weib. Wie Geschwister sind sie.

Die Musikanten spielen zu einem Tänzchen auf. Die Schiffsleute erheben sich und drehn sich im Saal herum, gelenkig, hüpfend, jauchzend und unter fröhlichen Scherzworten die Partner wechselnd. Das Mädchen macht mit, und jetzt merkt man, es gehört keinem der Männer und Burschen an. Keinem gehört es zu — und allen zugleich, im Ring der Freunde und bei der Arbeit auf dem Schiffe seine besondere Rolle spielend und seine besondere Pflicht erfüllend, wie jeder unter ihnen.

Dann sind wir wiederum auf dem Kahn. Einer der Mitfahrenden fragt den Alten am Steuer, wer das Mädchen sei. «Ist es Ihre Tochter, Ihre jüngste Schwester?»

Der Mann schüttelt den Kopf. «Die Lotte?» fragt er zurück, fast so, als würde er sich erst jetzt bewusst, dass sie nicht einer seiner männlichen Genossen sei. «Nein! — Sie gehört einfach zu uns. Ich weiss eigentlich selber nicht, wieso. Plötzlich war sie da und machte mit. Sie kommt aus einem Dorf, und sie hat keine Eltern mehr. Und wohnt nun unter uns am Flusse drunten. Verdient sich ihr Leben als Ladentochter bei einem Spezierer, und in der Freizeit treibt sie Sport. Das Ruder handhabt sie nicht schlechter als irgendeiner unter uns. Sie schwimmt wie ein Aal und springt vom höchsten Brett. Fährt Ski wie der leibhaftige Teufel und — gewichtig wiegt er sein bärtiges Haupt — «sie ist Segelfliegerin mit zwei Bre-

vets! Jawohl — das hat keiner von uns andern!» Er sinnt ein Weilchen. «Ja!» fügt er dann bei, «und dann ist Lotte eben zu uns gekommen. Auffällig macht sie sich nicht, zudringlich ist sie nicht. Ein guter Kamerad ist sie wie alle andern!»

Wir gelangen in die Stadt und kommen am Ziel unserer Reise an. Die Rudermannschaft lenkt die Barke ans Ufer. Der Seilhüter springt als erster an Land und windet das Tau um einen Ulmenstamm.

Da gibt es einen kleinen Zwischenfall: der Kahn tut einen Ruck, und das Seil zerreist. Die weiblichen Fahrgäste kreischen erschrocken auf und klammern sich ängstlich an ihre Nachbarn. Das Mädchen Lotte aber, behend wie eine Katze, springt federnd auf die Füsse, es packt einen der schweren ‚Stachel‘, stemmt ihn auf den Flussgrund und zwingt das Schiff unter seinem Willen. Die Barke steht und kann nicht in die Strömung abtreiben.

«Es ist das erstmal, dass so etwas passiert!» bemerkt der angegraute Steuermann ruhig. «Und ich habe die Fahrt doch schon mehr als ein halbhundertmal mitgemacht. — Geschehen nichts Schlimmeres!» Lächelnd blickt er über seine Schar. «Hätte die Lotte den Gondel nicht gestellt, würde es der Franz oder der Sepp oder sonst einer getan haben», meint er zuversichtlich. «Schiffe und Wasser haben ihre Tücken. Wir sind auf sie gefasst und wissen, was dagegen zu unternehmen ist. Jeder kann einspringen, wenn Not am Mann ist — auch die Lotte. Es gilt, sich nicht aufzuregen — die Fahrgäste brauchen es ebenfalls nicht zu tun — denn, wie gesagt: wir kennen uns aus und wissen in jedem Fall genau, was geschehen muss!»

Wer ihn ansah und seine selbstverständlichen klingenden Worte mitanhörte, der glaubte ihm. Er nimmt den Fährlohn in Empfang und steckt ihn freundlich dankend ein, während die andern die Barke vertäuen. Dann kommen auch sie auf das Ufersträsschen; sie verabschieden sich von ihren Gästen mit kräftigem Handschlag. Während diese sich in Grüppchen und Paaren auflösen, wovon das eine hierhin und das andere dorthin sich verliert, zieht die Schiffsmannschaft mit ihrer Musik an der Spitze im Gleichtritt den Häusern des Flussviertels zu spielend und ein Fischerliedchen singend.

Auch ich schreite heimwärts. Hart klappen meine Schuhe auf dem Strassenpflaster. Da packt mich nochmals die seltsame Stimmung der Flussfahrt mit dem Schiffervölklein, von dem jeder dem andern so ähnlich ist, ob Bursche oder Mädchen — und von dem jeder genau weiss, was er in den Fährnissen seines Lebens tun muss. «Hätte ich solches Wissen auch denke ich...